

Was lernt man als Kind auf einem Abenteuer- oder Bauspielplatz? Was ist „das Besondere“ an dieser Angebotsform der großstädtischen Jugendhilfe? Was nimmt man von dem, was man dort in der Kindheit erfahren und erlebt hat, mit ins spätere Erwachsenenleben – was bleibt hängen? Der Autor des folgenden Beitrags ist vor vielen Jahren auf einem Hamburger Abenteuerspielplatz groß geworden und erzählt, aus seiner heutigen Erwachsenenicht, was diese Zeit für ihn und seine damaligen Freunde bedeutet hat.

Wir Kinder vom Bauspielplatz

von Bülent Vatandas



Der Abenteuerspielplatz war ein wichtiger Teil meiner Kindheit. Nicht nur wegen der vielen Zeit, die ich, meine Geschwister und meine Freunde dort verbrachten, sondern vor allem, weil wir da gelernt haben, was wir in unseren Familien nicht lernen konnten: Gemeinschaft und Vertrauen. Wir haben Stockbrot am Lagerfeuer gemacht, wir haben zusammen Hütten gebaut und wir haben zusammen bei Wind und Wetter draußen gespielt – oder wir haben Tanzabende veranstaltet. Das hat uns zusammengeschweißt und uns das Miteinander beigebracht. Das wichtigste, woran ich mich heute erinnern kann, waren die Reisen, z.B. als wir mit drei Bussen nach Griechenland gefahren sind. Für uns ASP-Kinder waren das wohl die gewaltfreiesten und strukturiertesten Zeiten, die wir je hatten. Wir kamen ja eigentlich alle aus schweren Elternhäusern; viele von uns hatten solche positiven Erlebnisse zu Hause nicht.

Plötzlich auf einmal alleine

Der ASP bleibt einem ja, wenn man will, erhalten, auch wenn man älter wird. Aber in anderen Einrichtungen der Jugendhilfe, wie zum Beispiel meiner späteren – sehr guten – Jugendwohnung, da ist das Problematische die Art, wie man zum Schluss aus der Einrichtung entlassen wird: Auf einmal bist du allein. In einem Elternhaus bist du ja auch nicht von heute auf morgen alleine, da bist du ja, auch wenn du volljährig bist und vielleicht ausziehst, immer noch auf dem Radar deiner Eltern. Es wäre sinnvoller, wenn man auch in einer Jugendwohnung nach dem „Ende der Maßnahme“ noch die Möglichkeit hätte, im steten Kontakt zu bleiben.

Als ich auf das Emilie-Wüstenfeld-Gymnasium gekommen bin, hatte ich einen Tutor, der mir bei schwierigen Fragen helfen konnte. Sowas ähnliches sollte man auch in Einrichtungen

der Jugendhilfe organisieren, über die Zeit, wo man da wohnt, hinaus.

Ich hab mal in einer ARD-Sendung gesehen, dass es Pilotprojekte gibt, wo junge Erwachsene aus „guten Elternhäusern“ sich ein paar Mal im Monat mit „Problemkindern“ treffen, um sich mit denen auszutauschen. Das hilft unheimlich, wenn man als Jugendlicher merkt, dass es auch ganz anders geht, dass Fleiß sich auszahlt; es erweitert deinen Sicht-Radius auf das Leben. Ich hatte auf dem Gymnasium, in den Agenturen und im Studium auch sehr nette Jugendliche mit ganz anderen Hintergründen und Interessen um mich herum – das hat mir sehr geholfen. So eine Art Mentoren-Programm, das sukzessive vertieft wird, muss ja nicht mit 12 Jahren sein, so etwas kann ja langsam, vielleicht eher mit 16 Jahren, auf- und ausgebaut werden. Und wenn derjenige merkt, dass es nicht läuft, kann er ja Alarm schlagen und weitere Hilfe dazu holen.

Nie so tief gefallen wie die in der Feuerbergstraße

ASP-Kinder sind nie so tief gefallen wie die Mädchen und Jungen, die ich z.B. in meiner späteren Feuerbergstraßenzeit (Kinder- und Jugendnotdienst) kennengelernt habe; die waren da meist noch mehr mit Drogen und Gewalt in Kontakt als wir ASP-Kinder. Und ihnen fehlten vor allem, neben den ganzen Problemen, auch die vielen positiven Erlebnisse, wie „wir vom ASP“ sie trotz allem immer wieder hatten.

Ich habe vor kurzem einen alten Weggefährten wiedergetroffen, mit dem ich über die alte Zeit sprach. Er meinte: „Ohne die vom ASP hätten wir als Kinder gar keine schönen Zeiten gehabt“.



Bülent Vatandas,

Kind türkischer Einwanderer, ist heute 37 Jahre alt. Er wurde in Berlin geboren und arbeitet als Kommunikationswirt im Bereich Marketing und Werbung.